

Das zweite Leben [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **30 (1926-1927)**

Heft 9

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664387>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das zweite Leben.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

Und immer noch blieben Im Ebnet's Tage sich gleich und brachten Arbeit und Befriedigung, kleine Widerwärtigkeiten, einsame Stunden, die friedlich, und andere, die voll Schwermut und Reue waren. Auch die Menschen änderten sich nicht, weder der im Grunde gemütlige, manchmal aber tolpatschige und schonungslose Gemeindefschreiber, noch seine in den Schuhen der Ehrenhaftigkeit einherflappernde Frau, weder die schroffe, wortfarge und am Leben bitter gewordene Elise noch — die Berta.

Wie das doch eigen war mit der Berta!

Magnus Im Ebnet war dankbar, daß ihm das Leben wieder aufgegangen war. Er schalt es nicht um seiner Härten, er liebte es um seiner Freiheit willen. Aber das mit der Berta war ihm wie ein Traum. Er konnte lange gar nicht darüber nachdenken. Daß er sich über jedes Zusammentreffen mit dem Mädchen freute, verwunderte ihn nicht, auch nicht, daß ein Tag mit ihr ihm mehr galt als einer ohne sie, und daß er manchmal ungeduldig wurde, wenn er sie ein paar Stunden nicht sah. Aber verwundert war er darüber, daß er ihr die Freude über seine Gesellschaft auch anmerkte. Was fand das Mädchen an ihm? Er liebte ihr Bücher, er sprach mit ihr über diese, und er ließ sie mit seiner Taube gut Freund werden. Aber was war das am Ende? Im Dorf waren Leute und jüngere Leute als er, die ihr mehr sein konnten. Aber er freute sich. Die Freude überwallte ihn manchmal wie ein Föhnhauch. Er war zuweilen in einer so glücklichen Stimmung, daß er die spröde, mürrische Schwester mit lachenden Augen ansah und Versuche machte, mit ihr zu scherzen oder ihr ein herzliches Wort zu geben. Sie ging aber nie darauf ein, sondern dämpfte seine Freude, indem sie ihm durch ihre Miene zu bedeuten schien, er nehme sich Ungebührliches heraus.

Im Laufe der Zeit ertappte Magnus sich selbst darauf, daß er auf die Begegnungen mit der Berta nicht mehr nur wartete, daß er sie vielmehr herbeizuführen suchte. Er bemerkte jedoch auch, daß jene ihm entgegenkam. Eines Tages sagte er zu ihr, als sie ihm ein Buch zurückbrachte: „Ich möchte gern einmal mit Ihnen einen Spaziergang machen, jetzt, wo die Tage so schön sind. Im Freien kann man noch

viel besser miteinander reden. Und wenn man zu zweien Schönes sieht, ist es doppelt schön.“

„Empfinden Sie das auch so?“ antwortete sie sogleich, obwohl errötend, und schlug von sich aus vor, an einem der nächsten Sonntage nach dem Walde zu gehen.

Das schien ihm nun wieder fast zu viel. Er währte sich unbescheiden, weil er es angeregt hatte, und entgegnete: „Nein, nein, das kann ich ja nicht verlangen.“

„Aber doch,“ widersprach sie. „Ich käme sehr gern einmal. Vielleicht“ — sie zögerte, und das Blut stand schon dunkler in ihren Wangen — „treffen wir uns etwas außerhalb —“

Nun stockte sie verwirrt und suchte zu erklären. „Es ist nur der Leute wegen.“ Aber die Ausrede schien ihr recht ungeschickt und steigerte ihre Verlegenheit.

Er hörte nichts heraus, was ihm schmerzlich gewesen wäre. Er war wie ein Kind, das die Erfüllung eines Wunsches vor Augen sieht und nun erst recht drängt, jene zu fördern. „Gewiß,“ bestätigte er eifrig, „wir können uns treffen. Vielleicht am besten am Waldsaum selbst.“

Dann redeten sie fröhlich für den nächsten Sonntag ab.

Am Abend darauf, da er es besann, stutzte Magnus. Tat er Unrecht dem Gemeindefschreiber gegenüber, wenn er ohne sein Wissen mit dessen junger Tochter lustwandeln ging? Aber er beruhigte sich selbst: Wie konnte irgendjemand etwas daran finden? Er ein alternder Mann, der ihr Vater sein konnte? Und ein Unrecht auf einen kleinen Platz im Leben hatte er doch auch.

Es war ein sehr heißer Tag, als sie auszogen.

Berta wartete schon am Waldrand, als Magnus Im Ebnet ankam. Kein Mensch sonst zeigte sich. Sie aber saß in einem weißblau gestreiften leichten Sommerkleide vor den dunkeln, hohen Tannen, zwischen deren graubraunen Stammsäulen da und dort ein Lichtschein lag. Das dünne Kleid, durch dessen Ärmel das weiche Rund der Arme schimmerte, stand ihr trefflich, obwohl es das Eckige ihrer Schultern ebensowenig verhehlte wie das häuerliche Braun der Haut.

Ganz wunderbar hell leuchtete vor dem

Waldesdunkel und über dem Braun ihrer Stirn das blonde Haar, das sich in einer schlichten Zopfrisur um den Kopf legte und doch ein leises Gespinnst von Lockchen über den Brauen freigab. Alles an Berta war klar und sauber. Magnus wurde froh, sobald er sie nur erblickte, und wie bei seiner Entlassung aus der Strafanstalt dachte er mit einer tiefen Dankbarkeit: Wie schön ist doch die Welt!

Berta winkte ihm entgegen und erhob sich. Dann legten sie zum Gruß die Hände ineinander. Sie drückte die seine kräftig, und nachdem sie ein paar Worte über die Schönheit des Tages gewechselt hatten, begannen sie waldein zu schreiten.

Sie verließen bald die Straße; der Wald war von Unterholz befreit, und sie konnten unter den hochstämmigen Bäumen kreuz und quer streifen. Der Boden war mit dürren Nadeln bedeckt, ein wundervoller Harzduft schlug ihnen da und dort entgegen; zuweilen hörten sie den Wind in den Kronen rauschen, und hier und da leuchtete ein Stücklein Himmel zu ihren Häupten auf und goß einen kleinen Lichtreiß mitten in den Wald.

Einmal strich ein Häher, den sie auffschreckten, mit schwerfälligem Fluge davon; aber von Menschen war die Gegend wie ausgestorben.

Sie sprachen kaum. Fast unversehens erreichten sie ein anderes Waldende, das höher lag und wo eine Bank an einer Stelle stand, die Ausblick auf die tieferen Felder gestattete. Sie setzten sich und schauten in die fruchtbare Ebene hinunter. Auf einem fernen Felde waren trotz des Sonntags Heuer geschäftig. Ein Wagen mit einem Schimmel davor stand schon halb beladen in der Sonne, und ein Mann empfing mit weitgebreiteten Armen das Heu, das ihm andere auf ihren Gabeln hinaufreichten. Sonst war auch hier eine große Stille. Leere Wege führten in weite, verlassene Wiesen hinaus. Bäche glänzten als silberne Bänder auf grünem Grund.

Magnus Im Ebnet seufzte. „Ist es nicht wunderbar?“ flüsterte er.

Die Berta mußte ihn um des Lones willen, in welchem er das sagte, ansehen; sie fühlte, wie seine Vergangenheit in ihm lebendig war.

Da sprach er auch schon davon: „Wenn man das so viele Jahre nicht gehabt hat, dann ist es einem wie eine Offenbarung.“

Berta mochte ihn nicht fragen. Und doch

war die Stunde dazu angetan, daß zwei Freunde sich aussprachen. Sie wußte nicht, wie es kam, aber Magnus begann zu erzählen. Zuerst Einzelheiten aus seiner Anstaltszeit. Die Berta setzte da und dort ein verständiges, fragendes oder mitleidiges Wort dazwischen. Plötzlich, wie einst vor Pfarrer Ott, sprach er von seiner Jugend und seinem Unglück. Es waren die Dinge, die ihm jeden Tag und mehr noch in den Nächten in den Gedanken lagen. Er erwog nicht, ob die Berta zu jung oder irgendwie dem, was er ihr sagte, nicht reif sei.

Ihr aber ging unter seinen Worten eine solche Lebenstiefe auf, daß ein ungewohnter Schauer sie ergriff. Scharf umrissen traten aus seiner Schilderung die herbe Gestalt der Schwester und seine eigene heraus. Er rühmte die Elise, klagte sich an, daß er Schuld an ihr habe, und entschuldigte ihre Härten und Ecken. Dennoch wurde Berta jener gram, weil sie fühlte, daß sie selbst milder wäre als die andere. Und obwohl er kein Wort zu seinen Gunsten sagte, sprach ihr Herz für Magnus.

Als er in langsamen, von häufigen Pausen unterbrochenen Schilderungen seine Beichte beendet hatte, wendete er das Gesicht zu ihr. In ihren Augen standen Tränen. Die seinen aber, die grau und hell waren, erfüllte eine leise Furcht vor dem, was sie nun sagen werde.

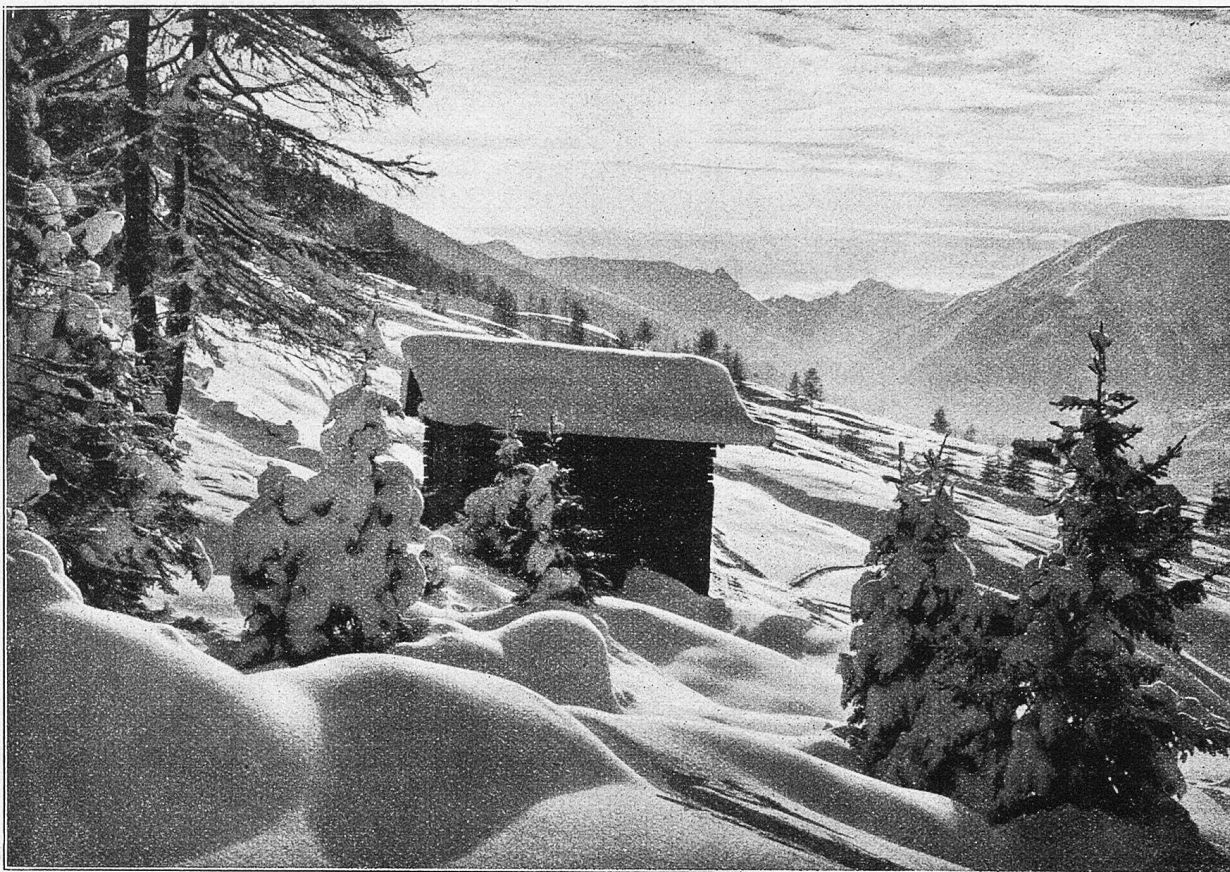
Da traf ihn ihr Blick, noch feucht, aber voll Herzlichkeit und Ermutigung. Er sah zu Boden.

„Ich glaube,“ sagte die Berta, „Sie sind ein besserer Mensch als viele von uns, die in großen Ehren stehen.“

Er schaute nicht auf. Sein Herz klopfte. Aber er sagte still: „Was ich bin, weiß ich nicht, aber was ich sein möchte, fühle ich wohl.“

Sie erhoben sich bald und setzten ihre Wanderung fort. Es wurde Zeit zum Heimgehen, und sie beschloßen, wie bei der Herkunft auf verschiedene Wege sich zu teilen. Sie trennten sich, wo die Wege auseinander gingen. Jedes von ihnen war mit seinen Gedanken beschäftigt.

Magnus sah immer noch Bertas helle Gestalt. Auf einmal durchzuckte es ihn: War nicht auch ihm der Weg noch offen, der jedes Mannes Weg sein konnte? Sollte er nicht — auch noch ein Haus gründen dürfen? Es war spät. Fünfundzwanzig lange Jahre war das für ihn zurückgeschoben worden. Jetzt — stellte ihm das



Scheidende Sonne.

Phot. E. Meerfämper, Davos.

Leben, in das er getreten, die Frage. — Die Berta — es wäre schön, wenn er sie immer mit sich haben dürfte! Sie verstand ihn, er mußte staunen, wenn er dachte, welch ein klarer, starker Mensch sie war.

Magnus Im Ebnet wußte nicht, wie es kam, daß er auf einmal heimgekommen war und in seiner Stube stand.

Nun aber erwachte er plötzlich. Mein Gott, da befand er sich ja im Hause der Gemeindefreiberin. Und hatte gedacht — und hatte gedacht —

Er schüttelte sich. Schon war er kühl und ruhig. Sei kein Phantast, Magnus Im Ebnet, sprach er zu sich selber. Wie kannst du nur denken, daß deinetwegen sich die Welt auf den Kopf stellen wird? Was möchten die Eltern der Berta sagen? Was diese selbst, wenn sie von deinen Gedanken wüßte?

Die Sache, die sein Herz rascher hatte schlagen lassen, erschien ihm nun so aussichtslos, daß es ihn nicht einmal schmerzte, so sehr begriff er die Aussichtslosigkeit. Er nahm seinen Hut ab, setzte sich in eine Sofaecke, spürte eine

leise Müdigkeit vom Spazierengehen her und streichelte die Taube, die sogleich auf seine Hand geflogen kam. Dann lächelte er vor sich hin: schön war es doch gewesen heute. Man mußte dankbar sein für einen solchen Tag.

Und er freute sich auf die Arbeit von morgen, weil es ihm anlag, sich durch Pflichterfüllung dafür erkenntlich zu erweisen, daß es ihm heute gut ergangen war.

Unterdessen war auch Berta heimgekommen.

Als sie in die elterliche Wohnung trat, fand sie nur die Mutter darin; die kleinen Geschwister spielten noch vor dem Hause. Die Mutter grüßte sie kaum, als sie ihr den guten Abend bot. Es fiel ihr auf, aber sie machte sich nichts daraus, denn jene war oft mürrisch und wortkarg. Sie stellte ein paar Waldblumen, die sie gepflückt und mitgebracht hatte, in ein Glas.

Da wendete sich die Schultheßin ihr zu.

„Wo bist du eigentlich gewesen?“ fragte sie.

„Im Wald,“ gab Berta zur Antwort und errötete. Sie war Verschweigen und Lügen nicht gewöhnt.

„Mit dem Buchthäusler?“ fragte die Mut-

ter scharf. Sie glich ein wenig einem Geier, der auf seinen Gegner einhacken will.

„Ja,“ antwortete die Berta geradeaus und wunderte sich, daß die Sache schon unter den Leuten war.

Ihre Mutter brach los: „Jetzt wird es mir zu bunt. Was dir nur einfällt! Nicht genug, daß du im Hause mit dem Menschen Freundschaft pflegst, jetzt zeigst du dich auch noch öffentlich mit ihm. Wenn du nicht weißt, was du dir und uns schuldig bist, so will ich es dir sagen. Ich will nicht, daß du uns zum Gespött machst. Wenn es auf mich angekommen wäre, so wäre der Kerl —“

„Mutter!“ unterbrach die Berta.

Die Erregte aber schrie nur lauter: „Weißt du nicht, daß er einen Mord auf dem Gewissen hat, daß —“

Die Stimme überschnappte ihr; sie mußte Atem holen.

Der Berta aber war das Blut auch ins Gesicht gestiegen. Sie benutzte die Wortpause und sagte ruhig, aber entschieden: „Siehst du, Mutter, ich begreife dich nicht.“

„Wieso?“

„Was Im Ebnet verschuldet hat, das hat er gebüßt. Vielleicht war seine Buße schwerer als seine Tat. Jedenfalls haben wir kein Recht, ihn auf das anzusehen, was er war, sondern müssen ihn an dem messen, was er ist. Auch gibt er weder dir noch dem Vater, noch irgendjemand Anlaß, nicht gut von ihm zu denken.“

Frau Schultheß war so überrascht von der Festigkeit und Ruhe der Tochter, daß sie sie ausreden ließ. Dann aber kehrte ihr Zorn nur schlimmer wieder. „Du kommst mir recht, du,“ zankte sie, vor sie hintretend. „Du sollst mich lehren wollen. Wenn du nicht weißt, wie du dich zu betragen hast, so wirst du sehen, wie man dich zur Vernunft bringt.“

Sie verlor sich gänzlich. Ihre Stimme bekam zuletzt etwas Kreischendes, und ihre Kinnladen klapperten. Sie schoß aus der Tür und schmetterte sie hinter sich zu.

Was für ein Benehmen! dachte die Berta. Je mehr sie sich den blinden Zorn der Mutter und die Ungerechtigkeit der Menschen gegen Im Ebnet vergegenwärtigte, um so mehr wuchs auch ihre innere Entrüstung. Sie löste in ihr einen gesunden Troß aus, der sie nun erst recht zu Magnus halten ließ.

Sie ging an ihre Hausarbeit.

Mutter und Tochter trennten sich zur Nacht unfreundlicher als sonst. Frau Schultheß war verdrossen, die Berta still und wortfarg. Jene weihte noch am gleichen Abend ihren Mann in den Vorfall ein, und wenn dieser auch nicht, wie sie es verlangte, mit einem Donnerwetter über die Tochter herfiel, so gab er ihr doch recht, und Magnus bekam andern Tages zuerst zu spüren, daß ein neuer Wind im Hause wehte. Schultheß behandelte ihn so barsch und von oben herab, daß er sich über seine Schreiberei duckte und nach Möglichkeit vermied, mit dem Vorgesetzten etwas zu tun zu haben.

Die Magnus ungünstige Stimmung breitete sich aus. Es war wohl die Schultheßin, die da und dort wieder den „Zuchthäusler“ schürte. Schultheß gab ihm kein rechtes Wort mehr. Die Hausfrau schlug ihm bei Gelegenheit die Tür vor der Nase zu, wendete ein andermal den Kopf verächtlich ab, wenn er ihr begegnete, einmal spuckte sie sogar vor ihm aus.

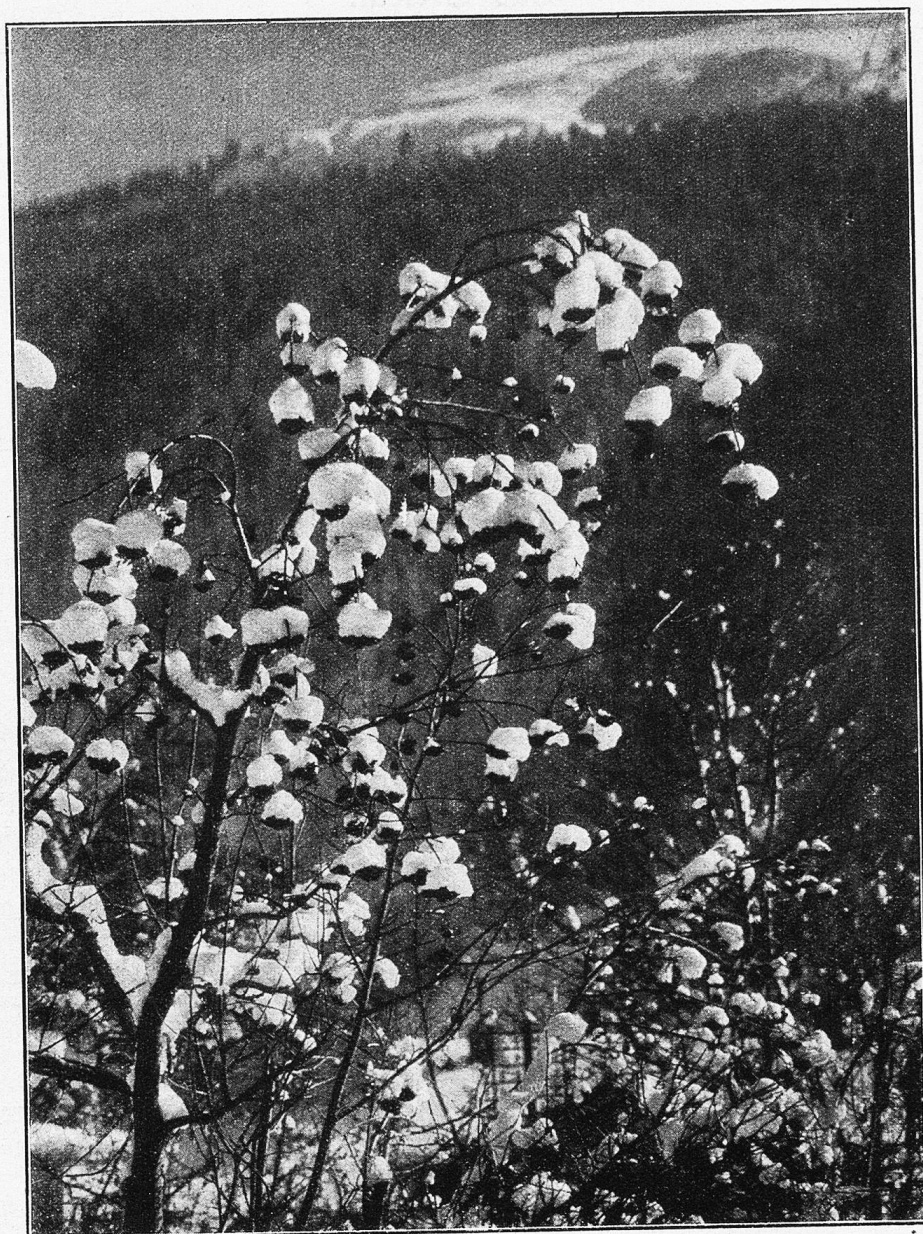
Aber es blieb bei dem nicht. Er spürte das Wesen der Gaffer und Spötter im Dorf. Und die Elise, seine Schwester, die gleichgültig und fast stumm ihr Leben neben dem seinen hingelegt, nahm auf einmal ebenfalls eine Art an, die derjenigen der Schultheßin wenig nachstand. Magnus vergrub sich in sich selbst und die Stille seiner Stube.

Zuweilen traf er die Berta. Sie ging nie vorbei, ohne mit ihm ein paar gute Worte zu wechseln. Tapfer reichte sie ihm die Hand zum Gruß, und er meinte zu bemerken, daß sie es mit besonderer Herzlichkeit tue, wenn sie von irgend jemand gesehen wurde. Er hatte ein kleines Bild von der Waldbank angefertigt, auf der sie damals gesessen hatten, und schenkte es ihr, als sie eines Tages zu Elisen kam. Sie dankte ihm und war voll herzlicher Bewunderung für seine Geschicklichkeit.

„Vielleicht sieht man es nicht gern, wenn Sie das Bild in Ihr Stübchen hängen,“ warnte er, nicht aus eigenem Groll, sondern nur aus dem aufrichtigen Wunsche heraus, ihr Unannehmlichkeiten zu ersparen.

Tränen traten in ihre Augen. Sie waren von ebensoviel Zorn gegen seine Widersacher wie von Mitleid und Achtung für ihn erzeugt. „Was kümmern mich die Menschen,“ sagte sie. „Sie nehmen sie ja auch nicht gelassen hin.“

Dabei blickte sie ihn so warm an, daß es ihn fast verwirrte.



Vogelbeeren im Winter.

Phot. E. Meerkämper, Davos.

In diesem Augenblick kam Elise durch den Flur, in dem sie standen. „Deine Mutter sucht dich, Berta,“ sagte sie mit zorniger Schärfe.

„Auf Wiedersehen, Herr Im Ebnet,“ grüßte diese laut und reichte ihm fest wie immer die Hand. Dann ging sie.

Sie hatte mit der Hausherrin bisher in Frieden gelebt. Seit einiger Zeit aber redete die Schulthezin ihr nur den Kopf voll, es sei ein Mißgriff und für das ganze Haus ein Nachteil gewesen, daß sie den Bruder aufgenommen.

„Ich habe mit dem Mädchen nichts,“ erwiderte Magnus.

„Leute wie du sollen den Schein meiden,“ entgegnete die Schwester hart. „Die Eltern dulden den Verkehr nicht. Du bist nun einmal der, der du bist.“

Er hörte, wie viel alter, eigener Groll am Grunde ihrer Schroffheit war. Es tat ihm mehr leid als ihre Vorwürfe. Er mochte aber nicht mehr erwidern. Schweigend drehte er sich um und verließ sie. Er gewahrte nicht mehr, daß die Schwester rasch abkühlte und mit einem Blick nachsah, in dem Bestürzung und Bedauern über ihren eigenen Zorn lag.

(Fortsetzung folgt.)